

Ich bin katharinajej, ich bin weiß, über 40 Jahre alt und arbeite als Künstlerin. Ich bin in München geboren und in einer bürgerlichen, behüteten Familie aufgewachsen. Mittlerweile wohne ich seit einigen Jahren in Köln und bin viel in der Stadt unterwegs. Allerdings gibt es ein paar Orte, um die ich lieber einen Bogen mache. Es sind Orte, die ich als unangenehm empfinde. Meinen Freund\*innen und Bekannten, die zumeist auch im Kunst- und Kulturbereich tätig sind, geht es ähnlich. Ich habe sie 2024 nach den aus ihrer Sicht gefährlichsten Orten von Köln gefragt. Als Rotkäppchen verkleidet habe ich dann die Orte, vor denen ich gewarnt wurde oder an denen ich mich selbst ungern aufhalte, besucht. Es sind der Wiener Platz, der Ebertplatz, der Breslauer Platz und der Josef-Haubrich-Hof. An diesen Orten habe ich im Rotkäppchenmantel nach meinen Wölfen Ausschau gehalten. Ich habe mich gefragt, wer oder was in mir Unbehagen hervorruft, und ob es die Menschen sind, die am jeweiligen Ort verweilen. Anders als in der Erzählung des Märchens, in der Rotkäppchen von der Mutter vor dem Wolf im Wald gewarnt wird und diesen nicht treffen soll, habe ich an den benannten Orten nach meinen Wölfen gesucht und bin auf sie zugegangen. Im Kennenlernen der Menschen wollte ich mich mit meinen eigenen Ängsten konfrontieren, Verständnis und Verbindung aufbauen und so meine Vorbehalte gegenüber Menschen und Orten aufweichen. Nach den Begegnungen schrieb ich über das, was ich erfahren habe. Um die Persönlichkeitsrechte der Menschen, die ich traf, zu wahren und auch, um diese Menschen zu schützen, habe ich die Namen in meinen Texten verändert. Bei denjenigen, von denen ich es versäumt habe, eine Einwilligung für die Veröffentlichung der geführten Gespräche einzuholen, habe ich sowohl das äußere Erscheinungsbild als auch ihre Geschichten verfremdet.

### **Rotkäppchen besucht den Josef-Haubrich-Hof**

Es ist der 11. Oktober 2024, ein gewöhnlicher Freitagvormittag. Es ist sonnig und es windet. Im Rotkäppchenmantel bin auf dem Rad unterwegs zum Josef-Haubrich-Hof. Fast bin ich da. Selbst kenne ich den Platz bisher nur im Vorbeiradeln, auf dem Weg zur Stadtbibliothek. Mir wurde gesagt, dass hier viele Junkies abhängen, Drogen konsumiert werden und Spritzen herumliegen. Ich habe davon bisher noch nicht so viel mitbekommen. Aber ich habe mich auf dem Platz auch noch nie wirklich aufgehalten. Und genau das habe ich heute vor. Mit dem Ort und den Menschen zu sein, die auf dem Josef-Haubrich-Hof sind, selbst wenn ich nicht genau weiß, was und wer mich dort erwartet.

Ich komme vom Rautenstrauch Joest Museum. Linkerhand sehe ich jetzt die Stadtbibliothek, die gerade saniert wird, rechterhand das VHS-Gebäude. Ich fahre langsamer. Aggressive Stimmen im gebrochenen Deutsch tönen zu mir herüber. Es geht um Geldschulden. Dann sehe ich die Streithälse. Sie stehen vor der Stadtbibliothek bei den Fahrradständen und pöbeln sich an.

Oh, dann stelle ich mein Rad dort lieber nicht ab. Weil in diese Auseinandersetzung möchte ich nicht hineingeraten. Ich fahre an ihnen vorbei.

Am Josef-Haubrich-Hof angekommen, steige ich vom Rad und schiebe es zu den Bäumen, die neben dem Gebäude der VHS stehen. Ich kette das Rad an einen der dünnen Bäume fest. Dann nehme ich meinen Korb vom Gepäckträger und drehe mich um. Mein Blick schweift über den Josef-Haubrich-Hof. Der Platz liegt in der Sonne und ist mit kleinen grauen Steinen gepflastert. Ein paar Verpackungen und ein wenig Müll liegen verstreut auf dem Boden. Zu drei Seiten ist der Platz von einer niedrigen Hecke eingefasst. Die Hecke ist zum Teil sehr licht und immer wieder unterbrochen, um Zugänge auf den Platz zu ermöglichen. Fast mittig auf dem

Josef-Haubrich-Hof steht monumental ein großer weißer Kubus. Er ist zu allen Seiten verschlossen. Oben an der Kante steht: Haus der Architektur Köln. HdAK. Auf dem Platz sehe ich zwei Bänke, beide sind besetzt. Auf der einen Bank, in deren Rücken die Stadtbibliothek liegt, sitzen zwei weiße Frauen in ein Gespräch vertieft. Auf der anderen Bank, gegenüber dem VHS-Gebäude, sitzt ein kleiner, weißer, schwächlicher Mann mit Sonnenbrille. Blonde Haare. Er trägt eine kurze weiße Hose, ein T-Shirt und ist vielleicht so um die 30. Neben ihm aufgereiht stehen vier Dosen Bier, die in der Sonne glitzern.

Mmh, der Platz wirkt auf mich erstmal ziemlich unscheinbar und unaufgeregt.

Ich umründe den Kubus. Scharen von Tauben fliegen auf und über das VHS-Gebäude hinweg. Als ich wieder bei den Bänken ankomme, ist die Bank, wo vorher noch der Mann mit der Sonnenbrille saß, auf einmal frei. Ich nähere mich der Bank und nehme einen Geruch von alten Zigaretten wahr. Auf dem Boden, rund um die Bank, liegen braune Glasscherben verteilt. Ich denke mir, dass auf der Bank bestimmt schon einige Menschen genächtigt haben. Ich setze mich auf die Bank und stelle meinen Korb rechts neben mir ab. Kaum habe ich mich niedergelassen, sehe ich den Mann mit der Sonnenbrille hinter dem Kubus hervorkommen. Seine Dosen hat er dabei. Er geht in meine Richtung. Sein Gang ist ein klein wenig abgehackt.

Bei mir angekommen, sagt er, dass er es lustig findet, dass ich jetzt hier auf der Bank sitze, wo er vorhin saß. Er ist nämlich aufgestanden, um nach mir zu gucken, und da habe ich seinen Platz eingenommen.

Ich frage, warum er mir denn nach sei.

Naja, ich sei die einzige normale Person hier auf dem Platz, er wolle mit mir reden.

Ah, okay. Normale Person? Wer ist denn sonst auf dem Platz?

Junkies.

Ah, davon habe ich gehört.

Ich sage: Wenn du magst, kannst du dich gerne zu mir setzen.

Na klar, mag er.

Ich mache Platz auf der Bank und fühle mich dabei ein bisschen überrumpelt, wollte ich doch eigentlich auf Menschen zugehen und diese ansprechen. Egal.

Er setzt sich zu meiner Linken und stellt seine vier Bierdosen wieder neben sich in eine Reihe. Jetzt erst sehe ich. Drei sind verschlossen. Eine ist geöffnet.

Ob ich ne Pipe habe, fragt er mich.

Eine Pipe, also eine Pfeife?

Er deutet auf seine verschlossene Faust und öffnet sie ein bisschen, so dass ich darin weiße kleine Körner sehen kann und ein kleines durchsichtiges Tütchen mit weißem Pulver.

Ich sage nein, ich habe keine Pipe.

Ich denke mir, dass das in seiner Hand irgendeine Substanz ist. Er vielleicht auch ein Junkie ist.

Dabei betrachte ich seine Hände. Sie sehen aus, als hätte er sich damit schon ein paar Mal verletzt. Ich sehe Narben und eine heilende Wunde.

Ich frage ihn, ob er einen Tee möchte.

Vielleicht später.

Ob ich ein Bier möchte?

Nein, danke. Ich erzähle, dass ich eigentlich überhaupt kein Bier trinken sollte, weil ich glutenfrei bin.

Was hat denn glutenfrei mit Bier zu tun? fragt er mich.

Ich erkläre, dass Bier mit Malz gebraut wird, und das wiederum wird aus Gerste oder Weizen hergestellt.

Ja, und das sind glutenhaltige Getreide.

Ah, und trotzdem trinke ich manchmal Bier? Jetzt hätte ich mich verraten.

Ich sage ja, aber wenn, eher abends.

Er fragt mich, was ich eigentlich hier mache.

Ich sage, den Josef-Haubrich-Hof kennenlernen, und die Menschen, die sich hier aufhalten.

Ich schreibe dann darüber.

Einen Roman?

Nein, eher dokumentarisch, über meine Wahrnehmungen, Gedanken, Gefühle und die Gespräche, die sich ergeben. Auch über das, was wir gerade sprechen.

Wirklich?

Ja, das möchte ich dann veröffentlichen. Ist das Okay für dich? Also, ich werde deinen Namen auch verändern.

Brauchst du nicht, sagt er, alles, was er sagt, kann jeder gerne wissen.

Ich antworte, Nein, ich verändere auf jeden Fall deinen Namen.

Während wir reden, legt er seinen Arm ausladend in meine Richtung über die Banklehne.

Ich rücke ein wenig ab.

Dann frage ich, was er hier macht.

Er sei zufällig da, nur heute. Nicht wie die anderen hier.

Er erzählt, dass er ursprünglich aus Ehrenfeld kommt, dass er lateinamerikanische Studien studiert hat und eine Firma besitzt, dass er jetzt zwei Jahre in Frankfurt war und sich nun, als er zurück nach Köln kam, wunderte, dass jetzt hier am Josef-Haubrich-Hof die Junkies sind.

Dass die Szene früher unten am Neumarkt war, jetzt aber wohl vertrieben wurde und hier ist. Und dass er es schlimm findet, dass die Junkies mitten im Zentrum abhängen.

Ich meine, dass ich es auch schwierig finde, die Menschen in abgelegene Viertel zu verdrängen. Weil es dann einfach nur weniger Sichtbarkeit für die Problematik gibt.

Wie zur Bestätigung unseres Gesprächs beobachte ich, wie drei Menschen von den Heckeneingängen auf den Platz kommen, sich an eine Seite des Kubus schmiegen, vielleicht wegen des Windschattens, dann mit Feuerzeug von unten eine Alufolie erhitzen und mit einem kleinen Röhrchen davon inhalieren.

Dann verschwinden sie wieder hinter der Hecke.

Die Sonne scheint penetrant. Mir wird es langsam zu heiß in meinem roten Mantel. Ich möchte auf die andere Bank wechseln, die nun frei geworden ist und im Schatten liegt.

Mein Gesprächspartner fragt, ob er mich begleiten kann. Ich sage, ja klar, und nehme meinen Korb in die Hand. Er kommt mit und die Bierdosen auch.

Als wir wieder sitzen, bietet er mir erneut ein Bier an.

Ich lehne dankend ab.

Er öffnet sich die zweite Dose.

Ich, stattdessen, mache mir einen Tee. Ich hole eine Tasse, einen Teebeutel und die Thermoskanne mit heißem Wasser aus meinem Korb.

Wir tauschen unsere Namen aus. Er heißt Jan.

Ein Windstoß kommt, Jans leere Bierdose fliegt von der Bank. Er bückt sich und hebt sie wieder auf.

Schräg gegenüber kommt jetzt ein weißer Mann mühevoll zu der Bank getrottet, an der wir gerade eben noch saßen. Er könnte älter als vierzig sein und trägt ein blaues Shirt und eine kurze Hose. Seine Beine sind geschwollen, ich meine, Wunden zu erkennen, und einen Verband. In der einen Hand trägt er eine Bierflasche, in der anderen einen Tetrapack Traubensaft, oder ist es Weißwein? Eine kleine Handdiskokugel, die sich vielleicht mit Batterie drehen und Licht ausstrahlen kann, baumelt an einem Band von seinem Handgelenk. Er geht an der Bank vorbei und setzt sich vor den Mülleimer links neben der Bank auf den Boden. Die Beine weit von sich gestreckt. Ich beobachte ihn. Er packt etwas Silbernes aus - es könnte ein Löffel sein, dann ein Feuerzeug und eine Spritze.

Der spritzt sich jetzt Heroin, sagt Jan.

Der Mann auf dem Boden hat Schwierigkeiten mit seiner Motorik. Er hantiert mit dem Löffel und dem Feuerzeug. Genau erkenne ich es nicht. Mit der Spritze zieht er jetzt eine Flüssigkeit auf. Dann sucht er sein Bein ab und sticht die Nadel der Spritze in seine Haut. Drückt zu. Nach einer Zeit legt er die Spritze zur Seite, hält die eine Hand auf die Einstichstelle, mit der anderen Hand kratzt er drumherum, schließlich am ganzen Bein. Dann sackt er langsam in sich zusammen und kippt zur Seite um.

Jetzt liegt er auf dem Boden.

Ich schaue Jan ängstlich an. Was sollen wir machen? Geht es ihm gut? Lebt er noch?

Jan geht zu ihm, ich hinterher.

Jan redet den Mann auf dem Boden laut an. Alles gut? Brauchst du einen Krankenwagen? Keine Antwort.

Das Gesicht des Mannes ist ganz blass. Fliegen sitzen auf den Wunden an seinen Beinen.

Jan rüttelt an dem Mann, bis dieser etwas in einer anderen Sprache ruft.

Jan sagt zu mir, er möchte nicht ins Krankenhaus.

Aber kann er in seinem Zustand überhaupt noch selbst entscheiden, frage ich.

Jan meint, selbst wenn er ins Krankenhaus transportiert werden würde.

Am nächsten Tag wäre er wieder hier draußen am Spritzen.

In mir steigen Verzweiflung und Hilflosigkeit auf. Können wir gar nichts tun?

Er möchte in Ruhe gelassen werden, sagt Jan.

Mmh.

Wir gehen zurück zu unserer Bank. Ich setze mich niedergeschlagen hin.

Schweigen. Jan fragt mich irgendwann, wie es mir geht.

Ich sage, mein Brustkorb drückt. Ich fühle mich ohnmächtig. Ich sitze hier und wenige Meter vor mir stirbt jetzt, später oder in ein paar Wochen ein Mann. Es ist so ein Scheißgefühl, dass es so laufen wird und ich nichts dagegen zu machen weiß. Dass keiner was macht. Oder machen kann.

Ich höre auf zu reden. In mir breitet sich die Ohnmacht aus. Das Gefühl kenne ich gut. Es erinnert mich an meine eigene Sucht, als ich 18 war. Damals war ich magersüchtig.

Jan sagt: Das ist unsere Gesellschaft. Das ist der Kapitalismus. Das fühlt man nicht gerne und das sieht man auch nicht gerne. Hier in Deutschland kriegt man die Auswirkungen normalerweise nicht direkt serviert.

Mmh, sage ich betrübt. Ja, wahrscheinlich hat das System für den Mann keine Antwort. Er bräuchte eine Eins-zu-eins Betreuung. Lange. Jemand, der für ihn da ist. Der sich kümmert, wenn es bisher niemand tat.

Der ihn hält. Im Schmerz. Und diesen nicht mit Drogen betäubt. Ja, vielleicht hat das was mit dem Kapitalismus zu tun.

Jan wirft ein, dass es im Sozialismus den Menschen aber auch nicht besser geht. Er war in Kuba und hat da Menschen erlebt, die auf ihren Airwave-Kaugummi abends Zucker streuen und in den Kühlschrank legen, um ihn dann am nächsten Tag weiterzukauen. Eigentlich wollte er mal wie Che Guevarra sein. Aber nachdem er dort war, hat er kapiert, dass die machthabenden Sozialisten im Pakt mit den USA sind, dass sie reich sind und sich nicht um das Volk kümmern. Das Volk ist einfach nur sehr sehr arm.

Ja, und Fußballprofi wollte er auch mal werden. Er hat beim 1. FC K als Jugendllicher gekickt. Dann haben sie aber seinen Nachbarn genommen und auch andere aus seiner Mannschaft. Die spielen jetzt in Polen oder Paris. Aber glücklicher sind sie dadurch auch nicht, meint Jan. Er ging dann zu den Ultras. Dabei zeigt er auf seine tätowierten Oberschenkel. In großer, schräger, umrankter Schrift steht da Ultras. Die waren ihm aber irgendwann zu sektig. Jedes Wochenende auswärts, darauf hatte er keine Lust mehr. Mit einem Kumpel von den Ultras hat er ein Unternehmen gegründet. Sich nach einiger Zeit aber verkracht. Dann sei er raus. Ganz weg aus Deutschland. Nach Südamerika eben. In einer Favela wollte er eine deutsche Bäckerei eröffnen. Aber so einfach ist das nicht. Als Deutscher dort einen auf dicke Hose machen. Dort gab es dann auch Stress. Sie wollten Geld von ihm haben. Einfach zum Überleben. Für ihre Kinder. Sie leben dort ja von einem Tag zum anderen. Naja, von allen Seiten gab es Krach.

Eine Schar von Tauben erhebt sich in die Lüfte.

An einem Durchgang bei der Hecke sehe ich, wie sich Menschen zusammenfinden.

Jan erklärt mir, dass sie da jetzt dealen: Weißes oder Braunes.

Was das bedeutet, frage ich.

Kokain oder Heroin.

Ich gestehe Jan, dass ich mit Drogen total unerfahren bin. Ich habe noch nie gekokst oder Pillen genommen.

Nach dem Kiffen als Jugendliche habe ich zweimal Paranoia geschoben. Das war unheimlich und hat mir Angst gemacht. Seitdem bin ich vorsichtig.

...